

**Wolfgang Huber**

**Predigt am Ostersonntag, 16. April 2017**

**Nagelkreuzkapelle Potsdam**

***Matthäus 28, 1-10***

Liebe Gemeinde,

„Unverhofftes Wiedersehen“: diese Überschrift passt zu Johann Peter Hebels Erzählung über das Unglück im Bergwerk von Falun und die Begegnung der alt gewordenen Braut mit ihrem jung gebliebenen Bräutigam. „Unverhofftes Wiedersehen“ spiegelt sich auch in dem Erleben eines heute über achtzigjährigen australischen Freundes wider, dem die Liebe seiner Jugend wieder begegnete – und nach dreißig Jahren wurden die beiden zum unzertrennlichen Paar; man kann spüren, wie sie wechselseitig füreinander ein Lebenselixier sind.

„Unverhofftes Wiedersehen“: für keine Erzählung trifft diese Überschrift genauer zu als für die Ostererzählung des Matthäus. Auf dem Weg zu einem Toten sind die beiden Frauen Maria von Magdala und die andere Maria, bei der wir wohl nicht an die Mutter Jesu, sondern an eine andere Frau aus dem Kreis seiner Vertrauten zu denken haben. Auf dem Weg zu einem Toten sind sie und stoßen auf den Lebenden. Furchtsam machen sie sich auf den Weg zum Grab, an dem sie dem Verstorbenen eine Wohltat erweisen wollen, furchtsam nicht nur angesichts des Todes, der sie tief betrübt, sondern ebenso wegen der politischen Verwicklungen, die zu diesem Tode geführt hatten. Wie ein Beweis stand „Jesus von

Nazareth, der Juden König“ auf einer Tafel, angebracht an seinem Kreuz. Doch ihre Furcht stößt auf die Botschaft eines Gottesboten: „Fürchtet euch nicht!“ Was Weihnachten auf den Feldern um Bethlehem den Hirten widerfuhr, geschieht nun den beiden Frauen: Ihrer Furcht tritt die Botschaft der Hoffnung entgegen: Fürchtet euch nicht, der Tod hat nicht das letzte Wort. Jesus, der Gekreuzigte, wird zum Zeugen der Hoffnung, Gott selbst hat ihn der Macht des Todes entrissen. „Fürchtet euch nicht“: das ist der Rahmen um die ganze Geschichte Jesu, vom Anfang, der kein Anfang ist, denn es ist doch das ewige Wort Gottes – „Im Anfang war das Wort“ – das im Stall von Bethlehem zur Welt kam, bis zum Ende, das kein Ende ist: denn der Gekreuzigte ist durch Gott und bei Gott zum Leben erhöht. Ein Unterpfand der Hoffnung über den Tod hinaus.

Dieser Ruf aus der Furcht in die Hoffnung erreicht die Frauen; er wird zu einer Gewissheit, die sie weitergeben. Eine Zuversicht ergreift sie, die auf keiner naturwissenschaftlichen Erklärung beruht, so wie es auch keine eindeutige Erklärung dafür gibt, dass Menschen hoffen, auch wenn sie in schier hoffnungsloser Lage sind. Der Osterglaube resultiert nicht aus Beweisen; er ist eine Erfahrung des Herzens. Er ist ein neuer Weg, den es vorher nicht gab. Er ist ein Leben voller Verheißung. Ein Leben, das in die Begegnung mit Jesus Christus führt.

Unverhofftes Wiedersehen: Ein Porträt der Hoffnung wird gezeichnet. Auf den Gesichtern der beiden Frauen verwandelt sich Trauer in Freude, Ängstlichkeit in Zuversicht, Tod in Leben. Ein Tag, der dem Grab gewidmet sein sollte, wird dem Leben zugewandt. Ein Tag, der für

das Trauern reserviert war, wird zum Freudentag. Die beiden Frauen brauchen sich der Fröhlichkeit nicht zu schämen: Ihre Hochzeitskleider holen sie hervor, um den Jüngern vor Augen zu führen, worum es geht: um die Freude des Lebens schlechthin.

An jedem Osterfest werden Christen in aller Welt zum Porträt der Hoffnung. Oft sind es Frauen, die uns diese Botschaft entgegenrufen. Sie wecken uns Männer auf, wir sprechen es ihnen nach. Und machen uns die Botschaft der Hoffnung zu eigen – hoffentlich.

Noch gut erinnere ich mich an den Morgen meines ersten Osterfests in Berlin. Auf leeren Straßen war ich unterwegs zu dem Ostergottesdienst. Der erste Ostergottesdienst als Bischof; furchtsam fuhr ich der Osterpredigt entgegen. Plötzlich überholt mich ein Auto, fährt ein Stück vor mir, blinkt nach rechts und hält am Straßenrand. Ich folge der stummen Aufforderung und halte hinter dem Auto, das meine Fahrt unterbricht. Eine junge, mir bereits bekannte Pfarrerin, steigt aus, kommt mir entgegen und ruft mir fröhlich zu: *Christus ist auferstanden – er ist wahrhaftig auferstanden*. Spricht's, steigt wieder ein und fährt weiter. Wie verwandelt komme ich in meinem Ostergottesdienst an. Eine Botin hatte mir die Osterbotschaft nahegebracht, bevor ich sie anderen weitergab.

Aus der Kette solcher Erfahrungen entstehen Porträts der Hoffnung. Wenn wir die Hoffnung über den Tod hinaus weitergeben, dann wird Ostern. *Fürchtet euch nicht! Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten?* Furcht wandelt sich in Hoffnung, Verzweiflung in neuen Mut. Der Überschuss der Verheißung verträgt sich nicht mit ängstlichem Stillstand.

Er mündet in ein Leben, das alle Ausweglosigkeit nach vorne übersteigt. Die Zeichen des Lebens werden nach vorn gesetzt. *Du stellst meine Füße auf weiten Raum.*

Gottes Verheißung öffnet unser Leben nach vorne hin – ganz unabhängig davon, wie klein oder groß uns dieses Leben vorkommt. Gottes Verheißung gibt unserem Leben eine Perspektive, die am Ziel ist, wenn sich das Geheimnis der Auferstehung im eigenen Leben erfüllt. Das geschieht immer wieder; und schließlich geschieht es ein für alle Mal.

Es kommt darauf an, dass wir die Zeichen der Auferstehung in unserem eigenen Leben entdecken und zu deuten wissen. Ein Ostertag mit Kindern, die Begegnung mit Menschen, die sich für Flüchtlinge einsetzen, das Gebet für die gestorbene Freundin, die wir der Güte Gottes anempfehlen – von der Geburt bis zum Tod spannen sich die Begegnungen mit der Ewigkeit. Von der Geburt bis zum Tod können Menschen zu Porträts der Hoffnung werden.

„Auferstanden von den Toten“: Unter dieser Überschrift steht nicht nur der Tod Jesu, sondern auch unser endliches Leben. Es steht unter einer Verheißung, die am Tod nicht zerbricht. Es hat teil an einer Hoffnung, die über die Endlichkeit unseres Lebens hinausweist. Jedes einzelne menschliche Leben weiß der Glaube geborgen in Gott; jedem einzelnen menschlichen Leben gilt die Verheißung der Auferstehung. Deshalb wird auch unser eigenes Leben zu einem Porträt der Hoffnung.

Das Leben ist uns verheißen. Wir werden nicht auf ein anderes Leben vertröstet. Wir brauchen nicht zu denken, das „eigentliche Leben“

stehe erst noch aus. Wer auf morgen vertröstet, leugnet die Gegenwart. Doch den Nöten der Gegenwart wird man nicht gerecht, wenn man behauptet, das eigentliche Leben komme erst noch. Und auch die Schmerzen der Vergangenheit würdigt man nicht, wenn man meint, sie habe eben noch nicht zum eigentlichen Leben gehört.

Jetzt ist das eigentliche Leben. Darüber, dass Menschen an ihm so ungleichen Anteil haben, wie wir an denen sehen, die in unserem Land Zuflucht sehen, wie an denen, die sich vor ihnen fürchten – darüber kann niemand hinweggehen. Dunkle Zeiten wie die unseren brauchen das Licht der Hoffnung erst recht.

Freilich gibt es auch eine andere Deutung unserer Zeit. Sie zeichnet unsere Gegenwart als eine Zeit, die eher an ihrem Überfluss erstickt als an ihrem Mangel. „Für einen Amerikaner oder Europäer der Gegenwart ist Coca-Cola die größere Bedrohung als al-Quaida“, sagt der israelische Historiker Yuval Noah Harari. Er beruft sich für diese kühne Aussage auf Statistiken. An Überernährung sterben in unserer Welt mehr Menschen als am Mangel. Zivilisationskrankheiten dieser Art rafften weit mehr Menschen hinweg als der Terror. Doch wenn die Menschen diese Risiken vermeiden, haben sie nach Hararis Überzeugung die Möglichkeit, alle Gefährdungen des Lebens hinter sich zu lassen. Bis zur Mitte dieses Jahrhunderts, meint dieser Historiker der Zukunft, kann die Menschheit Hunger, Krieg und Armut überwinden. Nicht nur ein Macher ist der Mensch dann, ein Homo Faber, sondern ein Herrscher über das Leben, ein Homo Deus, ein Gottmensch. Er gewinnt Fähigkeiten, die in traditionellen

Vorstellungen Göttern vorbehalten sind: die Herrschaft über Krankheiten und das Wetter, die Erschaffung von Leben und die Herrschaft über den Tod. Die technische Beherrschung des Lebens, die Verbindung menschlichen Lebens mit künstlicher Intelligenz und die Erschaffung anorganischen Lebens sind die drei Wege zum Homo Deus. Nicht nur die Erde liegt dann in der Hand des Menschen, er gewinnt sogar Macht über die eigene Endlichkeit.

Ganz sicher ist der Historiker Harari seiner Sache allerdings nicht. Er erwartet, dass vielleicht nur ein kleiner Teil der Menschheit von solchen Entwicklungen profitieren wird, während andere den Anschluss verlieren. Er hält es für möglich, dass das 21. Jahrhundert zur Geburt einer neuen sozialen Klasse führt: der „Klasse der Nutzlosen“. Daran zeigt sich: In der Vorstellung, der Mensch werde selbst zu Gott wird, stirbt alle Hoffnung. Der Mensch hört auf, ein Porträt der Hoffnung zu sein. Die einen arbeiten an der eigenen Unsterblichkeit. Das geschieht auf Kosten der anderen, der neuen Klasse der Nutzlosen.

Daran zeigt sich, was auf dem Spiel steht. Denn in Gottes Augen ist kein Mensch nutzlos. Jede und jeder wird gebraucht. Keiner soll abgehängt werden. Allen gilt die Verheißung, eine Verheißung über den Tod hinaus. Dieser Verheißung geben wir nur dann Raum, wenn wir die eigene Sterblichkeit nicht leugnen, sondern annehmen. Wir können es ohne Angst tun; denn Jesus ist uns in den Tod vorausgegangen. Wir können es voller Hoffnung tun; denn der Tod hat nicht das letzte Wort.

In der Zukunft wohnt nicht der Homo Deus, der Mensch, der sich selbst zum Gott macht, eher der Deus Homo, der Gott, der für uns zum Menschen wurde. Dass wir beherzt für diesen Gott eintreten, statt denen nachzulaufen, die sich selbst zum Gott machen möchten – darum geht es in unserer Zeit. Ostern war noch nie aktueller als heute. Welch eine Verheißung, dass wir zum Porträt der Hoffnung werden können, jede und jeder von uns: zur eigenen Überraschung - wie die Frauen, die auf dem Weg zu einem Toten waren und den Auferstandenen fanden: unverhofftes Wiedersehen! Amen.